

„Abendliche Häuser“

Eduard von Keyserlings Darstellung der adligen Welt und die von Marie von Ebner-Eschenbach

Hans Dieter Zimmermann

**(Vortrag in Brno /Brünn bei der Konferenz zum 100. Todestag der Dichterin
am 22. April 2016)**

Eduard Graf Keyserling wurde am 2. Mai 1855 nach dem julianischen Kalender, am 14. Mai 1855 nach dem gregorianischen Kalender in Schloss Paddern bei Hasenpoth in Kurland geboren. Kurland klingt wie der Name aus einem Märchen, Kurland aber gab es und gibt es immer noch. Es ist heute ein Teil der Republik Lettland. Es hat eine bewegte Geschichte. Nur so viel: Lange stand es unter der Herrschaft der polnischen Könige, ab 1795 dann unter der des russischen Zaren, doch änderte dies wenig an seiner Verfassung und Lebensweise. Es war weitgehend autonom, ein fruchtbares Land, in dem der deutsch-baltische Adel den Ton angab. Und zu diesem Adel gehörte die Familie Keyserling.

Eduard war das zehnte von zwölf Kindern. Er besuchte das Gymnasium, studierte ohne Abschluss 1875 bis 1877 Jura in Dorpat, heute Tartu, bis etwas geschah, was bis heute nicht geklärt ist: eine Lappalie, eine Unkorrektheit, wie es heißt, führte dazu, dass er aus der Studentenverbindung ausgeschlossen wurde und auch von seiner Familie und seinen Standesgenossen gemieden wurde. Er ging mit 23 Jahren nach Wien, studierte dort Kunstgeschichte, lernte Peter Altenberg und Karl Kraus kennen, wie es heißt, und kehrte erst nach 12 Jahren nach Kurland zurück. Er verwaltete dort von 1890 bis 1895 die mütterlichen Güter. Nach dem Tod der Mutter zog er mit drei Schwestern nach München, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. Dort verkehrte er mit Frank Wedekind, Alfred Kubin und Lovis Corinth, der das oft reproduzierte Bild von ihm malte. Er litt an den Folgen einer Syphilis, ein Rückenmarksleiden, dann Erblindung. Der Ausbruch des 1. Weltkriegs entzog ihm seine Einkünfte aus Kurland. Ab 1900 schrieb er seine wichtigen Werke, nach der Erblindung diktierte er seinen Schwestern. Die letzten drei Jahre war er ans Bett gefesselt wie einst Heinrich Heine. Am 28. September 1918 starb er in München, seinen Nachlass hatte er vernichten lassen.

So wissen wir wenig über ihn. Nur wenige wissenschaftliche Arbeiten sind über ihn bisher erschienen. Und doch hält sein maßvoller Erfolg bei Lesern und Kritikern an. Der Kritiker Tilmann Krause schätzt ihn, ebenso die Schriftsteller Martin Mosebach und Uwe Timm, und Michael Maar stellte ihn sogar über Theodor Fontane. In meiner alten Ausgabe der Erzählung, eher ein Roman, „Fürstinnen“, es ist die 2. Auflage von 1918, die erste erschien 1917, steht elftes bis vierzehntes Tausend. Auf den letzten Seiten des Buches bietet der renommierte Verlag Samuel Fischers die anderen Werke an, die bei ihm erschienen: Schwüle Tage, Novellen, 8. Auflage; Dumala, Roman, 4. Auflage; Bunte Herzen, Novellen, 5. Auflage; Wellen, Roman, 5. Auflage und schließlich Abendliche Häuser, Roman, 8. Auflage. Er war also ein beliebter, viel gelesener Autor. Und auch in jüngster Zeit sind immer wieder einzelne Bücher von ihm erschienen.

So könnte es sich lohnen, diesen nordostdeutschen Autor von Adel neben die süd-mährische Schriftstellerin von Adel Marie von Ebner-Eschenbach zu stellen, die 1830 geboren wurde, also eine Generation älter als Keyserling ist, aber doch so lange lebte, dass sie nur zwei Jahre vor ihm starb: 1916. 1916 endete das Habsburger Reich mit dem Tod des alten Kaisers. Und 1918 endete das wilhelminische Reich und das der Romanows, es war das Ende des alten Europa, das sich ab 1914 selbst zerstört hatte. So schildern beide, Keyserling wie Ebner-Eschenbach, eine Welt vor ihrem Untergang, ein Untergang, der Keyserling stärker bewusst war, sehe ich recht, als der Ebner-Eschenbach. Er beschreibt einen Adel, der sich selbst überlebt hat, funktionslos geworden ist, in dessen Lebensüberdruß aber mehr aufscheint als eben nur das Leben des kurländischen Adels. Es ist auch von unserem Leben die Rede.

Die fast 300 Seiten lange Erzählung „Fürstinnen“ beginnt mit einer Katastrophe. Der Fürst ist „im besten Mannesalter“ verstorben, er hinterließ keinen männlichen Erben. Sein Bruder übernimmt die Regentschaft. Seine Witwe zieht sich mit ihren drei Töchtern auf ein Gut im Osten des Landes zurück, wo sie von einer kleinen Apanage lebt und von den bescheidenen Einkünften des Gutes. Sie hat Geldsorgen, muss aber die Hochzeit ihrer ältesten Tochter mit einem jungen russischen Großfürsten vorbereiten. Russland, wiewohl Kurland ja zu Russland gehörte, schien ein fremdes riesiges Reich, den Kurländern unbekannt und unheimlich.

Damit ist die Konstellation der Handlung gegeben: es geht darum, die drei Töchter zu verheiraten. Das war damals in bürgerlichen Familien wie in adligen so: da die Frauen keinen Beruf ergreifen konnten, blieb nur die Ehe. Und wenn diese nicht zustande kam, dann wurde die junge Frau eben eine alte Jungfer und lebte bei Verwandten oder in einem Stift, einem evangelischen Kloster für unverheiratete Damen. Die adlige Frau war wohl mehr noch als die bürgerliche in ein Korsett von Konventionen gezwängt. Auch wenn die drei Töchter relativ frei auf dem Gute leben könnten, so gibt es doch Mutter, Tante, Gouvernante, die darüber wachen, dass sie sich wie Prinzessinnen benehmen. Und Nachbarn wachen ebenfalls darüber, also Adelsfamilien, die in den nahegelegenen Schlössern wohnen und sich gegenseitig besuchen.

„Ja“ sagte der Graf, „gestern war der Baron Üchtlitz bei mir. Der alte Herr schien ganz außer sich. Denken Sie, sagte er, unsere Hilda will fort und etwas leisten. Will sie Kranke pflegen, will sie studieren, will sie Postfräulein werden? Was weiß ich. Sie kann

sich zu Hause nicht entwickeln, sagt sie. Haben Sie je gehört, dass zu unserer Zeit unsere Damen sich entwickelten? Nein – aber sie muss fort. Sie sagt, sie wird nicht wie eine Prinzessin zu Hause sitzen und auf eine Krone warten.“ (I, 27)

So geht es den Prinzessinnen. Immerhin kann nach der erstgeborenen Roxane auch die zweitgeborene Eleonore eine respektable Partie machen: sie soll einen Erbprinzen heiraten, der auch zu Besuch kommt. Die jungen Männer von Adel in herausgehobener Position können sich einiges leisten, niemand steht über ihnen, was von den anderen wohl oder übel akzeptiert wird. Der Erbprinz scheucht mit seinen Einfällen die Prinzessinnen mitsamt Mutter und Gouvernante durch Haus und Park. Und am späten Abend, als Marie, die jüngste der drei Schwestern, aus dem Fenster schaut, sieht sie den Erbprinzen im dunklen Park mit der französischen Gouvernante verschwinden; auch Eleonore sieht es und bittet ihre Schwester, es niemanden zu erzählen. Ihr Eheglück kann sich der Leser leicht vorstellen.

Aus der Sicht der sechzehnjährigen Marie erzählt Keyserling meistens. Sie hat Sehnsucht nach der weiten Welt, nach Abenteuern. Eine Aufführung von Schillers „Räubern“ im Theater der Stadt ist ein großes Ereignis für sie. Und der Nachbarjunge Felix, in den sie sich verliebt. Er heiratet letztendlich Hilda, die doch zu Hause blieb.

Hier kurz ein Blick hinüber zu Marie von Ebner-Eschenbach. Ihre kleine Erzählung „Komtesse Muschi“ handelt von einer ähnlichen Konstellation. Sie bringt nur Briefe eben dieser Komtesse, eines jungen Mädchens, an ihre Freundin. Auch hier erzählt die Verfasserin ganz aus der Sicht dieses Mädchens in einem Teenager-Deutsch, wie es damals üblich gewesen sein mag, schnippisch und witzig. Ein Graf kommt ins elterliche Schloss, mutmaßlich um sie zu freien, sie beobachtet ihn distanziert und kritisch, auch mit einem gewissen Wohlwollen. Eine Katastrophe wäre es nicht, wenn sie ihn heiraten würde. Immerhin würde sie vorher um ihre Meinung gefragt. Unerwartet entschließt sich der Graf, nicht um sie, sondern um Clara Aarheim zu werben, die ihn zunächst ablehnt, dann aber nimmt. Komtesse Muschi ist verblüfft und erleichtert. Bei Keyserling also eine elegische, bisweilen melancholische Stimmung, bei Ebner-Eschenbach eine ironische, bisweilen sarkastische Stimmung.

Zurück zu Keyserling. Geht einer seiner Schlossbewohner in die Fremde, Frauen werden Sängerin oder Malerin in Wien oder Dresden, kehrt er oder sie eines Tages erschöpft zurück und fällt wieder in den alten Alltag des Nichtstuns und der Melancholie. So auch in „Fürstinnen“ der Graf Streith, der die verwitwete Fürstin liebt, auch sie liebt ihn, nie sagt einer ein Wort, es kommt zu keiner Verbindung. Der Graf war Hofmarschall beim verstorbenen Fürsten, nun lebt er auf seinem Gut, das Haus hat er renoviert und erweitert, den Park neu angelegt. „Einige Jahre waren vergangen, und er richtete sich immer noch ein, immer noch war alles Vorbereitung und das Leben, auf das er sich freute, hatte noch nicht begonnen. Dazu verrann die Zeit...“ (I, 127) Er bereitet sich vor auf ein Leben, das nicht kommt.

„Das kommt davon“, begann Felix wieder, „ihr sitzt in den Schlössern und wisst nicht, was das Leben heißt. Wenn wir immer daran denken sollen, was kommen wird, dann können wir überhaupt nicht leben. Nein, nichts denken, all die Widerwärtigkeiten vergessen, die ja doch immer um uns herum stehen und auf uns warten, nur so können wir

leben. Sieh, das ist Leben.“ Er beugte sich auf Marie nieder und drückte seinen Mund fest auf ihre Lippen. Sie seufzte tief auf: „Ja, das ist Leben,“ flüsterte sie. (I, 217)

Als Graf Streith zu Bette liegt, es geht mit ihm zu Ende, besucht ihn die Fürstin. Er meint, er habe „so viel Zeit verschwendet, eine gute Figur zu machen“. Dies das wichtigste für den Adel: zu repräsentieren, eine gute Figur machen, ansonsten Zurückhaltung der Gefühle und Contenance. Was früher dem Adel selbstverständlich erschien, seine Haltung, seinen Hochmut begründete, ist nun eine Last geworden, die dem Einzelnen nichts bringt, denn er ist nicht Herr seines Lebens. Streith: „Ich meine, wir können aus unserem Leben doch nicht das machen, was wir daraus machen wollen, es tut immer, was es selbst will.“ „Ach, Streith, so geht es uns allen“, meint die Fürstin.“ (I, 285)

Vielleicht war das früher anders, als den Adligen ihr Leben nicht fragwürdig erschien, vielleicht hatten sie damals eine soziale, eine politische Funktion. Jedenfalls scheint bei Eduard von Keyserling der Adel schon am Ende, bevor ihn Krieg und Revolution beiseite fegten.

In „Abendliche Häuser“, einem Roman, der 1904 erschien, scheint das schon im Titel ausgedrückt. Es ist Abend in diesen Adelshäusern Kurlands und anderswo. Baron von der Warthe, seine Frau ist früh verstorben, sitzt nach einem Schlaganfall im Rollstuhl; er hat zwei Kinder: Sohn Bolko fällt in einem Duell und Tochter Fastrade will sich mit dem Hauslehrer verloben, was er verhindert. Doch als der Lehrer, der sofort entlassen wurde, krank in Hamburg liegt, fährt sie dorthin und pflegt ihn bis zu seinem Tode. Sie bleibt als Krankenschwester dort. Erst nach dem Tode Bolkos erlaubt der Vater ihr die Rückkehr. Sie ist die starke, in sich gefestigte Gestalt. Ihr Gegenspieler ist der junge Baron Egloff, ein labiler Mensch, den es umhertreibt auf seinem Pferd, der das Spiel liebt, fremde Gäste sich zum Spiele einlädt, verliert und wieder ein Stück Wald verkaufen muss, ein lustiger und verzweifelter Mensch. Er hat heimlich ein Verhältnis zu Frau von Dachhausen, einer bürgerlichen, die ihn liebt.

Diese Adligen sind immer unter sich. Die vielen Diener stehen herum und schweigen. Der Verwalter darf einmal kommen und Rechenschaft ablegen. Die Baronesse strickt an einer Mütze für eine arme Frau im Dorf. Die Frau taucht nicht auf. Keyserling schreibt keine Dorf- und Schlossgeschichten wie Marie von Ebner-Eschenbach, er schreibt nur Schlossgeschichten.

So ist es eine wichtige Begegnung, wenn Baron Egloff den alten Juden Laibe, einen Hausierer, hereinbitten lässt, um mit ihm zu sprechen. Für Laibe ist schon ein Dach über dem Kopf, eine warme Stube etwas Gutes, das er gewöhnlich entbehrt. Er sieht das Leben der andern, er nimmt nicht daran teil. Er geht vorüber, auch an den erleuchteten Fenstern der Schlösser. Ob er denn nicht auch einmal andere Gedanken hatte als immer nur Geld, fragt Egloff. Er war doch auch einmal jung. Nun, mit fünfzehn Jahren band ihm der Vater das Bündel auf den Rücken und seitdem ist er unterwegs: „Auf der einen Seite das bisschen Verdienst und auf der anderen Seite steht die große Angst.“ Der Baron: „Mit eurer ewigen Angst habt ihr vielleicht recht. Ihr behaltet die gefährliche Bestie im Auge, wir anderen, wir fürchten uns nicht, uns fällt sie hinterrücks an.“ Der Jude versteht nicht, was Egloff meint, darauf dieser: „Was soll denn die Bestie sein? Das Leben ist diese Bestie.“ (II, 29)

Egloff macht Fastrade einen Heiratsantrag, nach einigem Bedenken sagt sie zu. Sie sind nun Verlobte, sie will ihn erziehen. Er spielt weiter, er verliert weiter. Er trifft Frau von Dachhausen weiter. Der Baron entdeckt die Liebschaft seiner Frau. Die Männer müssen sich duellieren, der Baron stirbt. Fastrade löst die Verlobung. Egloff erschießt sich.

„Die Dämmerung nahm zu, Enten kamen nicht mehr, der See wurde still, nur zuweilen rauschte ein Flügel auf im Schilf, eine Ente schnatterte im Traum oder eine Unke plätscherte leise auf ihrem Weg durch das seichte Wasser am Ufer. Irgendwo im Rasen begann ein Erdkrebse seinen einsamen Liebesgesang. – In der Finsternis still vor sich hinzuweinen tat Fastrade wohl, es tat ihr wohl, in sich hineinzuhorchen auf das Schlagen ihres Herzens und das Fiebern ihres Blutes, sie fühlte sich dann wunderbar eins mit dem verstohlenen Schluchzen, Liebkosen und Seufzen, mit dem ganzen geheimnisvollen Leben, das durch die Junidämmerung atmete.“ (II, 109)

Ein kurzes Zitat, aber doch eines, das zeigt, warum die Prosa von Keyserling so schön ist, warum es solche Freude macht, sie zu lesen, so dass man fast süchtig danach wird. Es sind nicht nur seine Darstellung der Personen, die er nie verurteilt, es ist vor allem seine Beschreibung der Landschaft und des Wetters. Im Grunde spielen sie die Hauptrolle in seinen Werken. Da sind die einsamen Schlösser und die kleinen Dörfer, aber sie sind eingebettet in eine riesige flache Landschaft mit Feldern, Seen und Wäldern. Sie sind die Hauptsache, in ihnen und von ihnen leben die Menschen, sie bestimmen deren Leben. Sie sind das Leben.

Man nennt Keyserling einen impressionistischen Schriftsteller. Und das ist er auch, insofern er die Landschaft in ihren Jahreszeiten schildert auf eine eindrucksvolle, immer leichte, hingetupfte, eigenständige Weise. Vor ihr hat er den meisten Respekt und wir mit ihm. In ihr und durch sie spiegelt sich das Schicksal der Menschen. Am deutlichsten ist das in dem kleinen Roman, der die Natur im Titel trägt: „Wellen“ von 1911. Der Held ist das Meer, das baltische Meer, die Ostsee. Hier ist der Blick des Erzählers erweitert. Nicht nur die Schlossbewohner schildert er, sondern auch den Maler Hans Grill und seine Geliebte, eine entlaufene Gräfin, und die Fischer, die mit ihren Booten aufs Meer hinausfahren. Am Ende fährt auch Hans Grill mit hinaus, es kommt ein Sturm auf, das leere Boot wird gefunden, Fischer und Maler nicht. Das Meer bestimmt das Schicksal der Menschen.

Hier ist auch einmal zu Ende geführt, was es heißt, wenn die Sehnsucht einer Frau von Adel sich erfüllt: die Gräfin ließ ihren alten Mann zurück und zog mit dem lebensvollen Maler davon. Doch was kommt nach der Sommerfrische? Sie werden nach München gehen, er wird ein Atelier in der Stadt beziehen, sie ein Häuschen am Rande der Stadt. Doch was soll sie dort machen? „Du hast eben deinen Wirkungskreis“, erklärte Hans, „du hast dein Hauswesen, dem du dein Gepräge gibst.“ Doralice zuckte mit den Achseln: „Ach Gott, ich kann doch nicht den ganzen Vormittag allein dasitzen und dem Hauswesen mein Gepräge geben.“ (III, 45) Sie wird von der gräflichen Herrin des Hauses zur bürgerlichen Hausfrau, aus einer faden Rolle kommt sie in eine andere.

Marie von Ebner-Eschenbach ist eine realistische Schriftstellerin, heißt es. In der Tat schildert sie die Menschen und ihre Schicksale, sie sieht die soziale Situation, das

Miteinander und Gegeneinander in der Gesellschaft und sie sieht das Schloss und das Dorf, beide sind voneinander abhängig, ökonomisch sowieso, aber auch sozial. Keyserlings Prosa sei „ohne soziale Attitüde“ schrieb Thomas Mann in seinem Nachruf auf den Dichter. Die soziale Haltung ist aber ein grundlegendes Merkmal der Prosa von Marie von Ebner-Eschenbach.

Ihre beiden berühmtesten Werke sind keine Schlossgeschichten, sondern Dorfgeschichten: „Das Gemeindekind“ und „Bozena“.

„Das Gemeindekind“ zeigt die Außenseiter des Dorfes, arme und kriminelle Eltern, die Kinder, die allein zurückbleiben, den Namen nach Tschechen: Milada und Pavel. Die Baronin kümmert sich um das Mädchen und steckt es in ein Kloster. Auch hier ein Aspekt, den es bei Keyserling nicht gibt: die Schlossbewohner versorgen arme Dorfbewohner. Der Junge Pavel, eben das Gemeindekind, kann sich im Laufe seiner Entwicklung von seiner schlechten Herkunft befreien, er ist eben nicht determiniert durch die Vorfahren, wie der Naturalismus es will; freilich braucht er dazu einen verständnisvollen Lehrer. Das kann man auch heute als Einsicht akzeptieren: die Möglichkeit der Rehabilitation mit Hilfe eines oder mehrerer verständnisvoller Menschen. Wichtig hier: wie Marie von Ebner-Eschenbach sich streckenweise ganz auf die Person des armen, mitunter auch böswilligen Jungen einlässt und aus seiner Perspektive erzählt, ohne ihn zu verurteilen.

Keyserling hat in seinen Anfängen auch den Versuch gemacht, soziale Konstellationen aufzuzeigen, mit „Die dritte Stiege“ von 1892 sogar einen Großstadroman geschrieben, Ergebnis seines Wien-Aufenthalts. Hier ist der aus Lettland stammende Adlige politisch engagiert, er ist Sozialdemokrat und der Zukunft zugewandt. Er wird Redakteur in diesem Haus, das „die dritte Stiege“ heißt und dessen unterschiedliche Bewohner Keyserling schildert. Schließlich stellt sich heraus, dass die Redakteure die Räume der sozialdemokratischen Zeitung von der Polizei gemietet hatten, ohne es zu wissen. Sie arbeiteten unter deren Augen und fruchtlos. Das Ganze war eine Simulation. Brückmann, der Held: „Leben ist doch anders, als wir meinten. Vielleicht gib es noch einen Winkel, wo man es lernt“. Die Einsicht in die Vergeblichkeit unseres Tuns ist dieselbe wie in den Adelsromanen, seinen Meisterwerken, die dann folgten.

Marie von Ebner-Eschenbachs Bozena ist mehr als eine Dienstmagd, wiewohl sie als solche auftritt und sich behauptet. Sie hat „die Statur einer Königin“ (M. L. Wandruszka), wie Interpreten sagen. Sie ist kein Opfer der erniedrigenden Verhältnisse, wie man annehmen könnte, sondern eine Heldin, die sich durchsetzt, auch für die ihr anvertrauten Menschen sich durchsetzt, selbstsicher und selbstbewusst. Und sie ist von einer Wahrheitsliebe, die auch nicht davor Halt macht, die Wahrheit zu sagen, wenn sie ihr schadet. In dem Punkt hat sie Ähnlichkeit mit der Heldin in „Unsöhnbar“. Sie ist schön und stark, eine Riesin. Diese übertrieben großartige Charakterisierung deutet daraufhin, dass sie mehr ist als eine Figur im Roman, sie ist, scheint mir, eine Allegorie des tschechischen Volkes. Wenn sie auch als Diensthilfe angesehen werden, so sind die Tschechen letztlich doch die Herren und Herrinnen des Landes. Nicht ohne Grund erinnert Bozena den alten Grafen Ronsperg an Libuse/Libussa, die Urmutter der Tschechen und Gründerin Prags, die nicht nur Grillparzer zu einem Drama inspirierte. Freilich ist

Marie von Ebner Eschenbachs Bozena kein Trauerspiel, sondern eher ein Märchen, in dem am Schluss die Prinzessin den Prinzen erhält, den sie sich wünscht – dank der umsichtigen und energischen Bozena. Es ist hier die Frau, die alles zum Guten arrangiert. Da sei doch kurz an Bozena Nemcovas schönen Roman „Babicka“ gedacht: auch dort sind es zwei Frauen, die letztlich alles zum Guten lenken, natürlich die Großmutter im Dorf, aber auch die Fürstin im Schloss.

Zum Märchenhaften neigt die Schriftstellerin mitunter, gerade in der Charakterisierung ihrer Helden und Anti-Helden. Beispiel sei „Der Erstgeborene“. Dort ist die Heldin Ilona so überaus schön, gut, rechtschaffen, treu und gesund wie nur die Prinzessinnen im Märchen es sein können. Die wechselseitige Beziehung von Schloss und Dorf ist in dieser Geschichte wieder gegeben. Ilona wird vom Schlossherrn vergewaltigt, eine furchtbare Tat, die ihr rechtschaffenes Leben beschmutzt. Sie gebiert dann auch noch, Frucht der Gewalttat, einen Sohn. Trotzdem geht alles gut aus. Der Reitknecht Stephan, den sie liebt, heiratet sie, sie schenkt noch zwei Knaben das Leben und trifft auch ihren erstgeborenen Sohn wieder, der zu denen im Schloss gehört. So wie Ilona die überaus Treffliche ist, so gibt es auch die überaus Böse in der Novelle, eben wie im Märchen. Im Dorf, in dem Stephan und Ilona das Haus des verstorbenen Richters gekauft haben, gibt es eine Feindin. „So gehörten sie zu den seltenen Ausnahmen, denen niemand in der Gemeinde offene Feindschaft entgegnetrug. Dafür, dass es an tückisch versteckter nicht fehle, sorgte die illegitime Familie des Richters, die nach seinem Tode im Elend zurückgeblieben war; ein Haufen Kinder, von klein auf zu jeder Schlechtigkeit gedrillt, und ein von Natur boshafte Weib.“ (Bd. 2, 787)

Eine realistische Schriftstellerin? In der Schilderung des Lebens im Schloss, auch das der Dienerschaft, in der Darstellung des launischen und gewalttätigen Grafen ist sie das durchaus. Doch ist sie – im Unterschied zu Keyserling – eine „starke Erzählerin“, die sich nicht immer zurückhält, sondern mitunter deutlich hervortritt in Zusammenfassungen, in Charakterisierungen, in Beurteilungen. Keyserling ist ein „schwacher Erzähler“, der sich weitgehend zurückhält, die Handlung und die Personen selbst sprechen lässt, hierin ähnelt er Theodor Fontane.

In der Novelle „Uneröffnet zu verbrennen“ von Ebner-Eschenbach findet sich eine Naturschilderung, die Ähnlichkeit zu denen Keyserlings aufweist. Diese Novelle ist eine Schlossgeschichte. Graf Lothar geht nach wie vor seinen Vergnügungen nach bis spät in die Nacht, er hat Liebschaften, während seine Frau krank zu Bette liegt, schließlich sterbenskrank. „Der Gedanke: Ein Glück für sie wäre der Tod, da ja doch auf Genesung nicht zu hoffen ist, hatte ihn oft heimgesucht. Nun war eingetroffen, was er ihr Glück genannt, und die Erlösung da für ihn und für sie.“ (Bd. 2, 491) Der Sekretär besorgt alles, was für die standesgemäße Beerdigung nötig ist. Der Sarg wird in das entlegene Stammschloss gebracht. Auch der beste Freund Lothars, Albrecht, kommt mit. Zuvor hat Lothar einen dicken Umschlag verbrannt, den er im Schreibtisch seiner Frau fand: „Uneröffnet zu verbrennen“. Jetzt wird er eifersüchtig auf Albrecht, den seine Frau so schätzte. Am Abend gehen sie auf Schnepfenjagd.

„Die Jäger traten den Heimweg an. Ringsum alles neu, alles jung, das zarte, keusche Grün der Gräser und des kaum entfalteten Laubes und der sprossenden Feldfrucht.

Und dieses lautlose Werden hatte etwas ergreifend Schüchternes, eine jungfräuliche Unbewußtheit der Verheißungen, die es zur Erfüllung zu bringen bestimmt war.

Ein leiser Windhauch erhob sich, glitt durch das Gezweige wie einwiegend in Schlaf, einladend zur Ruhe, die sich die Natur verdient hatte mit ihrem eifrigen Keimen und Treiben. Nun war sie müde, müde klang der Laut in den Kehlen des Sängervölkchens auf den Bäumen, lässiger schien der Tanz der kleinen Flieger in den Lüften und die Bewegungen der kleinen Läufer und Kriecher auf dem Boden zögernder. Der leuchtende Widerschein am Himmel war erloschen und hatte sich in ein mattes Blaugrau verwandelt. Als die einsilbig nebeneinander herschreitenden Männer den breiten Feldweg betraten, der zur Avenue des Schlosses führte, glimmten am Horizont, erkennbar nur für scharfe Augen, weißliche Pünktchen auf. Sterne, Welten von ungeahnter Größe vielleicht und bewohnt von Millionen vielleicht höher organisierter, tiefer erkennender Wesen, und doch nur eine momentan beleuchtete Welle im Meere des Alls...“ (Bd. 2, 509)

Hier hat die Schilderung des aufblühenden Frühlings, der hereinbrechenden Nacht, der unendlichen Weite des Himmels eine erhellende Funktion: Die Novelle handelt vom Tod, vom Tod der Gräfin, vom Tod Albrechts im Duell mit Lothar, der einsam und schuldbewusst zurückbleibt. Dagegen steht das Blühen und Gedeihen in der Natur. Freilich dann auch die Müdigkeit des Abends, die zur Ruhe drängt, dies wieder im Gleichklang zur Handlung.

Noch ein Blick auf Keyserling: bei ihm ist die Natur nicht so sehr die Widerspiegelung der Situation der Figuren, also düsterer Himmel, wenn der Held traurig ist, blauer Himmel, wenn er fröhlich ist. Bei Keyserling ist die Natur mitunter die Handelnde, könnte man übertreibend sagen, die Figuren geben Resonanz auf Landschaft und Wetter. Bei Marie von Ebner-Eschenbach wird im zitierten Beispiel die Natur als Gleichklang und als Kontrapunkt eingesetzt, Müdigkeit einerseits im Gleichklang, Blühen andererseits im Kontrapunkt, aber dann auch die Unendlichkeit des Universums: das Leben geht weiter, da mag im Schloss geschehen, was will.

Es gibt natürlich bei ihr auch Beispiele, in denen die Natur der Haltung des Helden entspricht, ihn begleitet, gar erläutert. Die Riesin Bozena begegnet einer anderen Riesin, einer Eiche, in der etwas von ihr zu erkennen ist: „Eine Hügellehne umschloss, eine mächtige Eiche beherrschte die grüne Bucht. Die alte Riesin streckte drohend einen abgestorbenen Ast in die Lüfte hinaus; ihre dunkel belaubten Äste verschlangen sich wie zu Schutz und Trotz. Finster stand sie da mir ihrem zerklüfteten Stamm und ihren breiten, von manchem Sturm arg mitgenommenen Wipfel, inmitten des üppigen, strotzenden Anwuchses, und sie schien zu sagen: Solche wie ihr hab ich schon viele kommen und – verschwinden gesehen.“

Zu ihren Füßen, unter einem schindelgedeckten Dache, erhob sich ein Standbild der heiligen Anna, die ein Buch in der Hand hielt, aus dem sie eine außerordentlich kleine Jungfrau Maria lesen lehrte.“ (Zitiert nach M. L. Wandruszka, 68–69)

Svata Anna, die heilige Anna, die Mutter Marias, die dieser das Lesen beibringt, ist natürlich ein Vorbild Bozenas, die das Kind unterrichtet, versorgt und liebt, das ihr anvertraut wurde: Röschen. Auch die Parallele zur heiligen Anna erhöht wiederum Bozena, die einen Heiligenschein erhält.

Das Werk der Marie von Ebner-Eschenbach ist vielfältig, das von Eduard von Keyserling ist einheitlich, könnte man sagen, sieht man von den zwei frühen Texten ab, zu „Die dritte Stiege“ käme noch „Fräulein Rosa Herz“. Es ist die vergehende Welt des baltischen Adels. Wie differenziert Ebner-Eschenbach die Adelswelt, der sie selbst angehört, will ich noch an zwei Beispielen zeigen. Das eine ist die bekannte Erzählung „Er lasst die Hand küssen“, in der eine gutmütige Gräfin einen jungen Knecht zu fördern sucht, was aber zum Nachteil dieses jungen Mannes wird und ihn schließlich sogar ins Unglück stürzt. Der gute Wille allein, die Sympathie allein kann nicht helfen, wo die Kenntnis des andern fehlt. Weil sie diesen Mischka nicht kennt, nicht seine Lebensverhältnisse durchschaut, schätzt sie ihn falsch ein. Es ist die Distanz zwischen Adel und Dienerschaft, die nur durch Gespräche, durch persönliche Begegnung überwunden werden könnte. Aber welche Gräfin spricht schon mit einem Stallknecht?

Das zweite Beispiel ist „Bettelbriefe“, eine Dialog-Novelle, könnt man sagen. Auch hier geht es um eine wohltätige Gräfin, die Bettelbriefe erhält, auch von einer armen alten Frau, der sie daraufhin Geld schickt. Der Baron klärt sie darüber auf, dass es Leute gibt, die aus dem Schreiben von Bettelbriefen eine Profession machen. Auch die Alte, deren Kinder angeblich von einer Krankheit in die andere fallen, ist eine Betrügerin. So stellt die Gräfin ihre Zahlungen ein. Die Folge ist verhängnisvoll: eine junge Frau, der sie hätte helfen können, begeht Selbstmord. Auch hier wieder brachte die Unkenntnis des anderen, der Hilfe braucht, Fehler und Versäumnisse. Marie von Ebner-Eschenbach ist also gegen das sozusagen wahllose Wohltun, das möglicherweise die Falschen trifft oder doch die falschen Folgen nach sich zieht, es geht ihr um eine genaue Sachkenntnis, die dann tatsächlich wirkungsvolle Hilfe bringen kann. Nicht Ethik um ihrer selbst willen, sondern soziales Handeln.

Ich ende mit einem Zitat von Marie Luise Wandruszka: „Der Adel habe als die Klasse, die einen großen Teil des Bodens der Donaumonarchie besitzt, Marie Ebner-Eschenbach zufolge auch eine große soziale Verantwortung. In seiner Fähigkeit, diese zum Wohle der ganzen Bevölkerung auszuüben, liege seine Daseinsberechtigung, an der die Autorin zunehmend zweifelte. Diese Klasse „geht unter und gehe“, meinte sie im Tagebuch; sie hat ihrer Uhrmacherin Lotti (eine positive Figur, eine Handwerkerin; Ebner-Eschenbach lernte selbst das Uhrmacher-Handwerk und hatte eine Uhrensammlung) sie hat ihrer Uhrmacherin Lotti wohl nicht zufällig Gibbons „Geschichte des Verfalls des römischen Reiches“ in den Bücherschrank gestellt. Und trotzdem wurde sie nicht müde, positive Handlungsmodelle darzustellen und vor restaurativen Nostalgien zu warnen.“ (Marie Luise Wandruszka: Marie von Ebner- Eschenbach. Erzählerin aus politischer Leidenschaft. Passagen Verlag, Wien 2008. 59)

Literaturhinweise

Eduard von Keyserling: Fürstinnen. Berlin 1918 (Zitate: I mit Seitenzahl)

Eduard von Keyserling: Abendliche Häuser. Berlin 2013. Nachdruck Hofenberg. (II mit Seitenzahl).

Eduard von Keyserling: Wellen. München 2004. Nachdruck Süddeutsche Zeitung. (III mit Seitenzahl).

Die Werke von Marie von Ebner-Eschenbach werden zitiert nach der dreibändigen Ausgabe im Winkler-Verlag München, o. J., die Johannes Klein mit Nachworten herausgab. Band 1: Kleine Romane. Band 2: Das Gemeindegeld, Novellen, Aphorismen. Band 3: Erzählungen, Autobiographische Schriften.

Prof. Dr. Hans-Dieter Zimmermann / alumni.tu@Berlin.de

Institut für Philosophie, Literaturwissenschaft und Technologisches, Technische Universität Berlin

Str. des 17. Juni 135, 10623 Berlin, DE